

## Zur Feier deutscher Dichter.

Siebzehnter Abend am 13. December 1884: August Kopisch und  
Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Es ist ein großer Unterschied, ob man einen Dichter zuerst in dem größeren Rahmen einer Litteraturgeschichte kennen lernt, oder ob der Zufall der eigenen Lebensbeziehungen schon früher die Bekanntschaft mit ihm vermittelt hat, ob man aus Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sich an ihn macht, um eine Lücke auszufüllen, auf die man durch die Beschäftigung mit der Entwicklungsgeschichte der deutschen Dichtung aufmerksam gemacht ist, oder ob die durch eine gelegentliche Bekanntschaft angeregte Teilnahme den Anlass giebt, bei den gelehrten Bearbeitern der Litteraturgeschichte nachzufragen, wie sie über ihn urteilen und welchen Platz sie ihm im deutschen Dichterwalde anweisen. Nicht immer stimmen die eigenen Erfahrungen mit dem Richterspruche des Litterarhistorikers überein, aber sie haben nicht bloß den Vorzug der Unmittelbarkeit und der Lebenswahrheit, nicht bloß einen subjectiven Wert, sondern oft spiegelt sich in ihnen auch ein Stückchen Zeitgeschichte ab, so dass sie manchmal, richtig aufgefasst, geeignet sein können, auf gewisse Erscheinungen einer allgemeineren Entwicklung ein helleres Licht zu werfen. Ich will nicht versuchen, in meinen kurzen Andeutungen über Kopisch diesen Gedanken auszuführen und seine Berechtigung nachzuweisen; ich glaubte aber ihm aussprechen zu dürfen, um womöglich darin eine Entschuldigung zu finden, wenn ich Kopisch eben in meiner Weise bespreche.

Den Namen des Dichters hörte ich zuerst, als — ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlasse — unser Lehrer Professor Greverus uns die „Historie von Noah“ vorlas: „Als Noah aus dem Kasten war.“ Ich sehe noch heute das vor Behagen strahlende Gesicht vor mir, wie er hinzufügte: „Einen kleinen Finger wollte ich darum geben, wenn ich es gemacht hätte.“ Grade dies Gedicht hat bei einzelnen Lesern Bedenken erregt, wie in ähnlicher Weise Goethes Legende vom zerbrochenen Hufeisen. Einem solchen Bedenken gegenüber möge das Urtheil eines Mannes wie Karl Barthel angeführt werden: „In diesem Liede ist der naiv-komische Legendenton der alten Dichter so meisterlich getroffen, hier ist der zum herzlichen Lachen reizende Kontrast zwischen der feierlich-altväterischen Haltung und dem schelmisch-komischen Gegenstande so festgehalten, dass es eine wahre Lust ist, dies Lied aus voller Brust zu singen.“

Später, im Jahre 1839 sah ich, wie in der akademischen Kunstaussstellung zu Berlin ein nur kleines Bild von Kopisch in besonders hohem Grade die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zog. An Zeichnung bot es, soviel ich mich erinnere, kaum mehr als einen horizontalen Strich; benannt war es: Sonnenuntergang über den pontinischen Sümpfen.<sup>1)</sup> Ich war kein Kunstkenner, fühlte mich aber außerordentlich gefesselt durch den Zauber, welchen der Maler lediglich durch die Farbentöne über das Stückchen Leinwand

ausgegossen hatte. Ich würde das Bildchen auch schwerlich 45 Jahre im Gedächtnis behalten haben, wenn ich nicht später, je länger desto mehr, eine gewisse Ähnlichkeit in des Maler-dichters dichterischer und malerischer Darstellung gefunden hätte.

In den ersten zwei Dritteln der vierziger Jahre, in welche, wie mir scheint, die Blütezeit der Liedertafeln in dem wohlverstandenen, durch ihren Namen angedeuteten Doppelzweck fiel<sup>2)</sup>, machten sich mehrere Lieder unseres Dichters durch geschickte Vermittlung vierstimmiger Tondichtung bekannt, z. B. der heitere Trost beim Regen: „Herr Vetter, ach, Herr Vetter, was ist das ein Wetter!“ das kecke Soldatenlied: „Wenn man beim Wein sitzt, was ist das beste?“ der patriotische Humor in „Blücher am Rhein“, dann für Einzelstimmen das ergreifende Lied vom Trompeter: „Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,“ und wiederum die übermütige Zecherlaune in „Satan und der schlesische Zecher“: „Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein.“

Was ich damals von unserm Dichter kennen lernte, ließen wir uns durch die Tondichter zu tragen; es kann vielleicht zweifelhaft sein, ob in Oldenburg je ein Exemplar seiner Gedichtsammlung verkauft ist. Später halfen die Lesebücher nach, um wenigstens in die Kreise von Lehrern und Schülern Kenntnis von ihm zu bringen und zugleich auf eine andere Seite seiner dichterischen Begabung hinzuweisen. Was die Tondichter zugeführt hatten, waren, abgesehen vom Trompeter, hauptsächlich doch nur solche Gedichte, in welchen, um mich so auszudrücken, der Liedertafel-Humor zur Geltung kam. Die Lesebücher brachten dann z. B. aus den Kämpfen des Mittelalters in Süditalien das in der Einfachheit seiner Darstellung so ergreifende: „König Jakob vor Belvedere“, und aus dem Widerstreit von Menschlichkeit und Barbarei im neugriechischen Befreiungskriege: „Psaumis und Puras.“

Aber alles das lehrt uns den Dichter noch

nicht auf dem Gebiete kennen, wo er vor allem Meister ist. Der Maler, der auf der Leinwand nur italienische Landschaften wiedergab, den lange Zeit hindurch weitere Kreise höchstens als Entdecker der berühmten blauen Grotte auf Capri gekannt hatten, dessen Herrschaft über die italienische wie über die Muttersprache ihm das Recht gab, einen Dante zu übersetzen, der befähigt war, italienischen Volksliedern in allen Mundarten nachzuspüren und ins Deutsche zu übertragen — als selbständiger Dichter wählte er mit Vorliebe deutsche Stoffe, so echt deutsche, wie sie im deutschen Volke nur leben. Die Gattung, die Art der Stoffe wird am besten bezeichnet durch Hinweisung einerseits auf der Gebrüder Grimm deutsche Sagen, anderseits auf ihre Kinder- und Hausmärchen; doch waren dies nicht seine alleinigen Quellen, da er außerdem auch aus Quellen schöpfte, die zum Teil für die meisten Leser damals noch so gut wie unzugänglich waren, wie z. B. des Paulus Diakonus Langobardengeschichte; einiges mag er auch aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben. Vor allen Zeitgenossen zeichnet ihn aber in der Behandlung solcher Stoffe das aus, dass er hier als Dichter zugleich ein Maler in höchster Vollkommenheit ist, der hier freilich nicht mit Farben, wie den Sonnenuntergang über den Sümpfen, sondern mit Tönen malte. Goethe, in allem groß, was er mit Liebe anfasste, hatte schon im Hochzeitslied und Totentanz die Wirkung solcher Tonmalerei gezeigt, auch Rückert in mehreren Gedichten, aber in solchem Umfange und bei aller Beschränkung auf volkstümliche Stoffe doch so mannigfaltig wie Kopisch scheint mir keiner vor oder nach ihm diese Saite angeschlagen zu haben. Dabei erscheint nichts gesucht, nichts willkürlich hineingelegt, sondern alle die tonmalenden Wortbildungen und -Verbindungen klingen, als wenn er sie unmittelbar dem Volksmunde entnommen hätte als den naturwüchsigen Ausdruck der im Volke lebendigen Anschauungen und Empfindungen. Mich erinnert seine Ton-

malerei zugleich häufig an diejenige, in welcher Mendelssohn mit musikalischen Tönen den luftigen Tanz der duftigen Elfen und das ungelene Gestampf der plumpen Rüpel durch das Ohr vor das innere Auge führt, obschon eine gesprochene Sprache in ihren Mitteln nicht wetteifern kann mit dem Reichtum an Klangfarben, welche ein Orchester zur Verfügung stellt. Namentlich sind es die „kleinen Geister“ und „allerlei Geister“ — wir haben den Plural Geister hier im Sinne der Volkssprache zu verstehen —, welche bei Kopisch in dieser Weise ihren Spuk treiben, während bei den Stoffen aus der Geschichte und der eigentlichen Sage er in schlichter Einfachheit und knappstem Ausdrucke wie ein echter Erzähler aus dem Volke für das Volk die Sache vorträgt.

Kopisch ist kein Dichter ersten Ranges, und wenn die Litterarhistoriker ihn deshalb manchmal kaum mehr als nebenbei behandeln, so darf man ihnen darüber keinen Vorwurf machen, sobald sie auch sonst nur die dichterische Kraft und Bedeutung im strengsten Sinne als Maßstab für die Beurteilung der einzelnen Dichter anwenden. Der Dichterwald kann aber nicht bloß aus himmelanstrebenden Bäumen bestehen, und thäte er es, so würde er schließlich doch durch seine, wenn auch noch so großartige, Einförmigkeit ermüden und erdrücken. Nicht einer fühlt wie der andere, und nicht immer hat auch ein und derselbe die gleiche Stimmung und Empfänglichkeit. So nimmt auch Kopisch in seiner Eigenart in dem herrlichen deutschen Dichterwald einen Raum ein, der nicht bloß denen Freude bringt, deren Empfänglichkeit für die großartigeren, erhabeneren und tieferen Schöpfungen der Dichtkunst nicht ausreicht, sondern jeder, dessen Geschmacksnerven nicht durch scharfe Gewürze überreizt oder durch Süßigkeiten erschläft sind, wird hier eine freundliche, ansprechende Erquickung finden, wenn er überhaupt nur deutsch zu empfinden vermag. Es ist ein richtiges und wichtiges Stück aus

dem Leben der deutschen Volksseele, welches der Maler italienischer Landschaften uns in seinen Dichtungen in natürlicher Unmittelbarkeit mitempfinden läßt. Es ist kein Zeugnis wider ihn, dass ihm die Lesebücher für die deutsche Jugend in neuerer Zeit so großen Raum gewährt haben, und noch dazu besonders die Lesebücher für die unteren Unterrichtsstufen; oder ist es ein Zeugnis wider Goethe, wenn wir in denselben Lesebüchern dem Heidenröslein, dem Erlkönig, dem Sängler u. s. w. begegnen?

Kopisch' dichterische Entwicklung liegt nicht so klar und deutlich vor uns, wie die unserer größeren Dichter, und daher ist schwer zu sagen, was auf ihn eingewirkt hat, dass seine Begabung grade diese Richtung einschlug. Wir dürfen aber wohl annehmen, dass vor allem die Romantiker ihm zuerst den Weg gezeigt haben, ohne dass er darum eigentlich zur romantischen Schule gehört, und dann, dass die patriotische Gesinnung, die überall durchklingt, auch durch die Freiheitskriege geweckt und genährt ist. Vielleicht hat auch während des langen Aufenthalts in Italien grade der Gegensatz den angeborenen Sinn für deutsche Volkstümlichkeit zu entschiedenerer Entwickelung und schärferem Ausdruck gebracht. Das erste Gedicht, welches von ihm aus Rom nach Deutschland gelangte, war „die Historie von Noah.“

Es ist schade, dass die Pietät, mit welcher nach Kopisch' Tode ein Freund desselben für eine Gesamtausgabe seine Dichtungen sammelte und auswählte, nach beiden Seiten hin Missgriffe begangen hat, sowohl im Aufnehmen wie im Ausschneiden. Vieles, was als Erzeugnis des Augenblicks für den Augenblick dem Geber und Empfänger als angemessener Ausdruck einer durch gelegentlichen Anlass hervorgerufenen Stimmung berechnete Freude bereitet haben mochte, aber schwerlich von dem Dichter selbst dem Druck übergeben wäre, macht sich in einigen Abteilungen als überwuchernde Spreu zu breit neben dem echten Weizen, während der Herausgeber auch

manches kernige Wort bei Seite gelegt haben mag, weil es nicht zu dem herrschenden Geiste jener Zeit passte, in welcher statt des Reichsparlaments der Bundestag wieder in Frankfurt eingezogen war. Kopisch war kein politischer Dichter in dem Sinne wie Herwegh, Dingelstedt u. a., die von der Zinne der Partei aus dem Jahre 1848 vorgeläutet haben, aber er war ganz entschieden ein Vaterlandsdichter. Wenn man die in seinen gesammelten Dichtungen mit „Vaterländisch“ bezeichneten Gedichte oberflächlich ansieht, so könnte man vielleicht schliessen, dass er nur preussischer Patriot gewesen sei; aber ist es nicht auch deutscher Patriotismus, wenn er in seiner volkstümlichen Weise die Helden des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege feiert? Und was seine deutsche Gesinnung anlangt, so zeugt nichts lauter als sein letztes, wenige Tage vor seinem Tode niedergeschriebenes Gedicht „Hermann der Cherusker“, in welchem er gegenüber dem Drucke der Zeit, welcher dem Herausgeber für die Auswahl der Gedichte Schranken setzte, sicher und entschieden aus den Streitfragen der Parteien den Kernpunkt der deutschen Frage heraushebt, noch jetzt in unserer von Parteien zerrissenen Zeit eine dringende Mahnung; das zu befestigen, was wir erreicht haben, was der Dichter selber auf Grund der Erfahrungen seines Lebens, als ein kaum erreichbares Ziel nur ersennen konnte oder als verloren betrauern musste.

Darin war Hoffmann von Fallersleben glücklicher als Kopisch. Er hat als hochbetagter Mann zwar, aber doch mit kräftiger Stimme noch das Lied von Kaiser Wilhelm anstimmen können, der „vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand Und heim als Kaiser ging, Der Deutschland stark und groß gemacht, Es brüderlich geeint.“

Wenn wir Hoffmann auf seinem langen Lebenswege begleiten, so fehlt es nicht an schmerzlichen Erfahrungen, die er machen musste und wir mit ihm, da sie uns über den echten

innern Kern seines Wesens wohl zu Zeiten irremachen konnten. Seine gelehrten Forschungen auf verschiedenen Gebieten der deutschen Sprache und Litteratur nötigen uns zu dankbarer Achtung; die unzähligen Lieder, mit denen er seine Zeitgenossen beschenkte, quellen aus echt deutschem Sinn und Herzen hervor. Allein seine lebendige, reizbare Empfänglichkeit für die Eindrücke des Augenblicks, der wir eine Menge der schönsten Blüten deutscher Lyrik verdanken, war auch für unberechtigte Strömungen unreifer Zeitgedanken zugänglich, und indem er diesen Worte in dichterischem Gewande lieb, ward er nicht bloß seinem höheren Berufe als dichterischer Dolmetscher des deutschen Volkes für dessen edelste und innigste Empfindungen untreu, sondern musste in seinen besten Mannesjahren nicht ganz ohne eigene Schuld fast heimatlos ein unstätes Leben führen, durch welches selbst zu Zeiten seine innere Würde gefährdet wurde, bis er an dem anmutigen Ufer der Weser an altherwürdiger Stätte ein Heim und sich selbst wieder fand.

Es ist schwer, in einem kurzen Vorworte den Verdiensten Hoffmanns als Dichter gerecht zu werden, so eng begrenzt auch das Gebiet ist, auf welchem er sich bewegt, da er eben nur Lyriker ist, aber auch ein Lyriker ersten Ranges. Es ist bezeichnend für seine Bedeutung, namentlich im Vergleiche mit Kopisch, dass ich von ihm nichts habe finden können, was sich so recht für den deklamatorischen Vortrag bei einer solchen Feier eignet, während Kopisch für dieselbe keine Lieder zum Singen darbot. Dagegen haben von Hoffmann so viele der köstlichsten Lieder in sangbaren Weisen den Weg ins deutsche Volk gefunden, dass aus dieser Hülle und Fülle die Auswahl schwer ward und auch nicht für jedes Lied bloß der Wert desselben an sich, sondern teilweise die Rücksicht auf möglichste Mannigfaltigkeit den Ausschlag gab.

So beschränkt nun überhaupt schon das Gebiet eines Lyrikers ist, so hat Hoffmanns

Dichternatur ihm auch darin noch engere Schranken gezogen, dass er nur im einfachsten volkstümlichen Tone singt. Welch Abstand und wie viele verschiedene Abstufungen liegen nicht zwischen den Liedern selbst, die wir für die schwungvollsten seiner Leier ansehen müssen, bis zu den Oden eines Kloppstock und der Gedankenlyrik eines Schiller! Und doch dabei ein solcher Reichtum nicht bloß der Stoffe, sondern auch in Mannigfaltigkeit der Stimmung und des Ausdrucks, so dass ihm darin schwerlich ein anderer deutscher Dichter gleichkommt. Besonders eine Seite möchte ich hierbei noch hervorheben. Als zunächst nur die chronologische Folge den Anlass gab, Kopisch und Hoffmann an demselben Abend vorzuführen, da drängte sich bei dieser Zusammenstellung unwillkürlich die Betrachtung auf, wie gut es gegen früher die Jugend der Gegenwart selbst schon im Kindesalter hat in bezug auf die dichterischen Bildungsmittel, die man ihr bieten kann. Ehe das Kind noch lesen kann, lernt es schon gern und leicht aus dem Munde der Mutter Gedichtchen, die in wenigen Zeilen oft mehr echte Poesie enthalten, als ehemals ein ganzes Kinderbuch. Auch hier hat Hoffmann seine besonderen Verdienste. Es wäre eine lohnende Aufgabe, diese Erscheinung im Zusammenhange mit der Entwicklung der gesamten Nationallitteratur und unseres ganzen Kulturlebens näher zu betrachten und zu begründen. Namen wie Robert Reinick, Friedrich Güll, Franz Poggi, Wilhelm Hey, Rudolf Löwenstein u. a. würden neben Hoffmann hier einen Ehrenplatz erhalten und nicht bloß den Dank der Gaben dieser Dichter noch ohne kritische Reflexion hinnehmenden Kinderwelt, sondern des ganzen deutschen Volkes verdienen. Auch die künstlerischen Leistungen eines Otto Speckter, Ludwig Richter, Oskar Pletsch und so vieler anderer trefflicher Maler oder Zeichner würden neben ihnen zu nennen sein. Doch es ist hier nicht der Ort, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Ich schliesse daher lieber mit einer zusammenfassenden Beur-

teilung Hoffmanns und zwar aus der Feder eines andern, da ich nicht besser auszusprechen weiß, wie ich selbst über ihn denke:

„Hoffmann zeigte sich in seinen Gedichten als ein Lyriker, wie wir einen solchen seit Goethe, Eichendorff und Wilhelm Müller so leicht nicht gehabt hatten. Das deutsche Lied ist seine Seele, und keiner der Neueren hat den heimlichen, herzigen und doch so munteren Ton des Volksliedes so zu treffen gewusst, als er. Wenn man seine Lieder liest, so sollte man meinen, man habe einen alten fahrenden Meistersänger vor sich, so sehr hat alles bei ihm den Zuschnitt aus dem späteren Mittelalter, so etwas Unmittelbares, sorglos Hingeworfenes und Leichtes, so etwas Ausgelassen-Fröhliches und daneben doch so viel Inniges und Sinniges, gerade wie es unser liebes deutsches Volk hatte, als es noch seinem ursprünglichen Charakter treu war. Da sind keine Redensarten, keine Floskeln, da ist kein Redepomp, keine gährende Rhetorik, alles ist klar, rund, voll und ein im Herzen fertig gewordener Klang, der wieder zum Herzen klingt. Der Bauer wie das Kind, der einfältige Bursche wie der größte Gelehrte, sobald letzterer nicht verbildet ist, würden sich an diesen Liederchen ergötzen können, und wenn ein Herder wieder auferstünde und sie läse, so würde er seine schönsten Wünsche realisiert sehen, denn hier ist wahre Dichtkunst, hier ist die Einfalt und Natürlichkeit der Volkspoesie. Und auch in der Form ist alles durchaus überraschend. Denn diese Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, die immer neue Reime und vor allem neue Strophenbildungen zu geben weiß, war nur einem Dichter wie Hoffmann möglich, der durch das Studium der älteren deutschen Poesie sein Talent nährte. Lesen muss man eigentlich diese Liederchen nicht, nein, singen muss man sie, sie wollen gesungen sein, sie drängen von selbst zur Melodie; denn es schallt und rauscht und klingt durch sie hindurch, als ob sie alle vom Ton beseelt wären. Und dann, hier ist alles

deutsch. Man braucht nur die Überschriften einmal ansusehen, wie da die Liebe, der Frühling, die Heimat, der Wein und Gesang, das Volks-, das Wander-, das Sängers- und Kinderleben mit einander wechselt, ein treues Abbild von den Interessen des deutschen Gemüts.“ —

„Wenn mir vergönnt ist,“ heißt es dann an einer andern Stelle, „einen Vergleich zu

<sup>1)</sup> Ich habe es später nicht wieder gesehen; nach einem mir vorliegenden Kataloge der National-Galerie scheint es in derselben Nr. 180 zu sein.

<sup>2)</sup> Wenigstens für Oldenburg. Dass diese Blüte aber auch schon durch einseitige Verkennung ihres wohlverstandenen Doppelzwecks die Gefahr des Verfalls in sich trug, beweisen zwei hier im Jahre 1844

machen, so möchte ich Hoffmann wohl einen zweiten Walther von der Vogelweide nennen. Er hat dieselben Stoffe, dieselbe Leichtigkeit des Strophenbaues und Reims, dieselbe Naivetät und Kindlichkeit, gepaart mit männlichem Ernst, dieselbe Vaterlandsliebe, dieselbe Anschauung von der Frauenminne wie dieser größte unserer mittelalterlichen Lyriker.“<sup>3)</sup>

erschienene Schriften: J. P. E. Greverus, Über Liedertafeln und Liederfeste, den Liedertafeln Deutschlands gewidmet, und: (D. Klävermann) An die Liedertafeln in Norddeutschland, ein Promemoria.

<sup>3)</sup> K. Barthel, Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 7. Aufl. 1866. S. 435 f., 446.

### Achtzehnter Abend, am 10. März 1885; Simrock, Reinick.

Bei der Wahl des einen oder andern Dichters für unsere Feier bin ich nicht frei von der Besorgnis geblieben, dass der Wahl die Berechtigung abgesprochen werden könnte. Wiederholt habe ich auch, wenigstens in kurzer Andeutung, einem solchen Einwurf entgegenzutreten versucht. Auch jetzt kann ich nicht umhin, vorbeugend in diesem Sinne einige Bemerkungen voranzuschicken, mit denen ich mich dann vielleicht zugleich für mehrere der folgenden Abende abfinden kann.

Wenn wir einige Fufs vom Fenster entfernt so stehen, dass wir die Hand etwa in der Mitte zwischen dem Fenster und unserem Auge halten, so verdeckt die Hand nur einen Teil einer Scheibe, während sie von dem gegenüberstehenden Hause schon mehrere ganze Fenster unserem Blicke entzieht. Hätten wir einen andern Standpunkt, so würde sie uns vielleicht ganze Häuser, weiterhin Schlösser und Kirchen, ja Berge verdecken. Je weiter weg, desto mehr schrumpfen für den besonderen Gesichtswinkel unseres Standpunktes die Gegenstände zusammen, desto größere Massen fasst unser Blick gleichzeitig, während

wir um so weniger Gegenstände, das Einzelne aber um so genauer erfassen, je näher sie uns sind.

Etwas Ähnliches wie im Raum erleben wir auch bei den Entfernungen in der Zeit. Wenn wir vom Standpunkt der Gegenwart aus rückwärts die Entwicklung der Menschheit überschauen, so gilt uns ein Zeitraum von nicht 400 Jahren für die Neue Geschichte, das Mittelalter zählt mehr als tausend Jahre, und die Alte Welt zählt nach Tausenden. Aber bei diesen Perspektiven in die Zeit haben wir nicht wie im Raum einen Maßstab von mathematischer Genauigkeit, mit dem wir die von unserm Blicke gleichzeitig umspannten Thatsachen in ihrer Bedeutung nach ihrer Entfernung berechnen könnten. Es giebt auch innerlichere, geistige Beziehungen, die je nach der Neigung und Bildung des Betrachtenden die in der Zeitferne liegenden Gegenstände bald größer, bald kleiner erscheinen lassen. Aber wenn auch hier nicht dieselbe Stetigkeit des Größenverhältnisses zur Entfernung stattfindet, wie bei der Perspektive im Raume, so hat immerhin auch hier das Maß der Entfernung der

Zeit noch einen wichtigen Anteil an dem Maße der Bedeutung, welche die hinter uns liegenden Thatsachen für uns haben; denn eben die Zeit ist ja der Maßstab für den Gang der Entwicklung, aus welcher die Gegenwart hervorgegangen ist, und je jünger eine weiter wirkende Erscheinung der Vergangenheit ist, desto zahlreicher und fester, so zu sagen fühlbarer sind auch die Fäden, die unser Denken und Empfinden mit ihr verknüpfen.

Diese Betrachtung hat auch für unsere Dichterabende ihr Recht. Unser gegenwärtiges Jahrhundert bietet uns weit mehr Stoff, als das verflossene. Sind nun aber Wilhelm Müller und Platen, Kopisch und Hoffmann von Fallersleben, Simrock und Reinick wirklich an sich als Dichter so viel bedeutender, wie es unserm Gefühl erscheint, als die ihrer Zeit ebenso viel, vielleicht noch mehr gelesenen Matthisson, Salis und Tiedge, oder noch früher Ewald von Kleist, Gleim, Ramler und Uz? Ein sicheres Urtheil können wir noch nicht haben; der Einfluss der Perspektive, in der unsere gegenwärtige Bildung die eine und die andere Gruppe erblickt, ist noch zu groß. Werden aber die jüngeren Dichtergruppen in demselben Größenverhältnis zu den älteren erscheinen, wenn nach aber hundert Jahren sie unter dem Gesichtswinkel der dann herrschenden Bildung betrachtet werden?

Aber auch noch ein anderes Gesetz kommt für solche Vergleichen zur Geltung. Während durchschnittlich die Größen für die Betrachtung mit der Entfernung abnehmen, giebt es auch solche Größen, die in der nächsten Nähe noch nicht in ihrer alles überragenden Erhabenheit erkannt werden können. Man darf sich nicht an den Fuß eines Bergriesen stellen, wenn man seine überwältigende Größe begreifen und bewundern will. So haben auch die Koryphäen unserer Dichterbwelt, als sie auf der Höhe ihrer Kraft wirkten, nicht so allgemein den Beifall, geschweige denn die staunende Verehrung gefunden, mit der wir jetzt ein oder mehrere

Menschenalter später auf Lessing, Goethe und Schiller hinblicken.

Allein weder der Hinblick auf diese eigentlich unvergleichbaren Größen, noch die Besorgnis, dass unser gegenwärtiger Standpunkt vielleicht keine zuverlässige Perspektive für die unbedingt richtige Beurteilung der einzelnen Dichter gestattet, darf uns in dem Genusse stören, den sie uns gewähren. Wir haben das Recht, uns dessen zu freuen und es zu feiern, was sie aus den Gedanken und Empfindungen des deutschen Volkes heraus geschaffen haben, um befruchtend, veredelnd und erquickend wieder auf dasselbe zurückzuwirken. Wir könnten noch von einem anderen Gebiete des geistigen Lebens etwas Ähnliches zur Vergleichung heranziehen. Wie wenige sind berufen, in den Wissenschaften das Höchste zu leisten, um als Sterne erster Größe weithin zu leuchten und neue Bahnen zu zeigen! und wie wenige sind nur befähigt, sie Schritt vor Schritt in unmittelbarer Gefolgschaft zu begleiten und, was sie geschaffen, sich sofort voll anzueignen! Und doch ist ihre Arbeit für die Gesamtheit des Volkes nicht verloren; in den mannigfaltigsten Abstufungen und Umgestaltungen wirkt sie immer weiter und weiter, bis sie zuletzt als ein neues Lebelement das Gesamtleben des Volks bis in die letzten Fasern durchdringt. Dabei sind aber die Mittelstufen nicht bloß unselbständige Überträger; es würde nicht genügen, das neue Große gleichsam verdünnt zur leichteren Verbreitung in Rinnen äußerlich weiter zu leiten, sondern um es fruchtbar für die Gesamtheit zu verarbeiten, bedarf es zugleich schöpferischer Kraft in der Aneignung und im Weiterbau, so dass sich nach dem Grade der Selbständigkeit hierbei Sterne zweiter, dritter und vierter Größe unterscheiden lassen, die ebensowohl als Leitsterne dienen, wie der Seefahrer sich nach Sternen verschiedener Größe am nächtlichen Himmel richtet. So haben auch nicht die Sterne erster Größe am Dichterbimmel allein Einfluss auf das poetische Leben

eines Volkes; ja, oft vermögen sie nicht eher die breiteren Schichten zu erleuchten und zu erwärmen, als wenn andere Dichter die Strahlen in sich aufgesogen haben und nun in ihrer Weise sie trennend und verbindend, mildernd und wiederum steigernd weiter leiten. Und wenn wir nun an unsern Dichterabenden darauf verzichten, für die Auswahl einen strengen Maßstab zu suchen, der vielleicht auch noch einige Menschenalter später Geltung haben muss, so versäumen wir eben deshalb nicht zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit für das, was sie uns gewesen sind. Haben wir bei manchen Dichtern früherer Zeit hauptsächlich die Pflicht des Litterarhistorikers geübt, der die Stellung zu würdigen hat, die sie zunächst eben für ihre Zeit einnahmen, so kostete es manchmal Mühe, solche Gedichte von ihnen zu finden, die mehr als ein litterarhistorisches Interesse beanspruchen konnten und zugleich Töne anschlugen, die in unserer jetzigen Empfindungs- und Denkweise einen voll sympathischen Widerhall fanden. Das brauchen wir bei den neueren Dichtern nicht zu fürchten, selbst wenn sie nicht mit des Adlers Fluge durch den Äther der Sonne zustreben, sondern, jeder nach seiner Art, bald höher bald minder hoch unsere Gefühle und Anschauungen nur über das flache Maifeld des täglichen Lebens hinaus in die reineren und reinigenden Regionen einer dichterisch verklärten Welt emporheben.

Von den heute vorzuführenden Dichtern ist, wie am letzten Abend, der eine wieder ein Maler, der andere ein Gelehrter auf dem Gebiete der deutschen Litteratur, Sprache und Altertümer, aber in bezug auf die Dichtungsart haben sie ihre Rollen vertauscht; der Maler ist diesmal der wahre Lyriker, der Gelehrte der Epiker. Reinick haben wir neulich gelegentlich schon als vorzüglichen Dichter für die Kinderwelt erwähnt. Das ist auch in weiterem Sinne für ihn ein großes Lob. Alles, was er gesungen hat, ist echt kindlich, in dem höchsten und tiefsten Sinne, den man diesem Worte nur beilegen kann.

In seinen Natur- und Frühlingsliedern zeigt sich eine Unmittelbarkeit und Frische, Reinheit und manchmal zugleich eine Schalkhaftigkeit, wie sie nur einer noch von keiner Blässe des Gedankens angekränkelten Kindesseele eigen zu sein pflegt. Selbst sein Humor ist kindlich harmlos, sein Liebesleben eben so lieblich und anmutig wie innig, seine Begeisterung für das Hohe und Edle im Menschenleben so einfach und ansprechend zum Ausdruck gebracht, wie tief und ernst empfunden. Reinick hat fast überall so den richtigen Ausdruck für seine Empfindungen getroffen, dass er als einer der glücklichsten Lyriker Deutschlands bezeichnet werden kann; denn welches größeres Glück, welches befriedigender Erfolg kann einem Lyriker zu teil werden, als dass er gesungen, viel gesungen wird? Freilich ist das nur ein Teil des Erfolgs, dem bei einer gerechten Würdigung der andere nicht fehlen darf, dass er gelesen wird. Bei Reinick steht beides nicht in dem richtigen Verhältnisse. Als 1844 seine Lieder zum erstenmale gesammelt erschienen, da konnten schon für 46 Lieder 89 verschiedene Compositionen genannt werden, deren Zahl sich aber unzählbar vermehrt hat. Die letzte Ausgabe ist vom Jahre 1881 und zwar erst die siebente; wie wenig für das, was ihm das deutsche Volk dankt! Ja, die Lesebücher haben ihn ausgeplündert, und wo nur gesungen wird, da wird auch von ihm gesungen; aber kennen die Sänger und Hörer auch immer nur seinen Namen? Ich wende mich an diejenigen unter uns, die einmal singen gehört oder gesungen haben z. B. In dem Himmel ruht die Erde; O Sonnenschein, o Sonnenschein, Wie scheint du mir ins Herz hinein; das grade hier vor Jahren so viel Furore machende Käferlied: Es waren einmal drei Käferknaben u. a.; ich frage, ob sie alle gewusst haben, dass diese Lieder von Reinick sind. Es leidet besonders Reinick durch die Unart sei es der Componisten oder der Musikverleger, dass der Name des Componisten sich wie dicke Deckfarbe über den Namen des

Dichters zu legen pflegt. Es ist das eine große Ungerechtigkeit, wenn die Dichtung auf diese Weise bloß zum Träger der Composition gemacht wird, nicht anders, als was das Papier für die geschriebenen oder gedruckten Notenzeichen ist. Würde die Composition wohl ihren Wert haben und ihre Wirkung üben, wenn sie nicht die Empfindungen und Gedanken des Gedichts in möglichst vollkommener Nachempfindung musikalisch wiedergäbe? könnte es einen Erlenkönig von Schubert geben ohne einen Erlenkönig von Goethe? So ist der Name des Dichters Reinick auch schwerlich in so weite Kreise gedrungen, wie seine Gedichte, und wohl kaum sind diese so viel gelesen wie gesungen. Und doch eignet er sich so trefflich zum Lesen an einem lauschigen Plätzchen, und wie hätte er es verdient in ähnlichem Maße zu erleben, was Chamisso zu solcher Freude erlebte, dass er ein häufiger Gast auf dem Weihnachts- und Geburtstagstisch geworden wäre. Er liest sich überall gut, wenn man sich ihm ungestört und mit Behagen hingeben kann; aber mich dünkt, bei lauer Frühlingsluft unter einem blühenden Apfelbaum — da muss er sich am besten lesen.

Simrock hat uns zum Singen sehr wenig geboten, und selbst das wenige, was wir in dieser Art von ihm haben, lässt in der ruhigen Gemessenheit oder anspruchslosen Schalkhaftigkeit noch etwas epische Färbung durchschimmern. Am liebsten bewegt er sich in altüberlieferten Stoffen, wobei er sich auch gern in Ton und Sprache möglichst an die Überlieferung anschließt. Es wird als eine Haupteigenschaft des echten Epikers bezeichnet, dass seine eigene Persönlichkeit vor dem gegebenen Stoffe ganz zurücktritt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist er ein vollkommener Epiker; doch sind dadurch teilweise auch seine Schwächen bedingt, indem er sich manchmal von dem Stoffe mehr als nötig beherrschen lässt und ihn deshalb nicht immer recht plastisch gestaltet, und auch seine Ausdrucksweise, selbst die metrische Form, in welcher er die Vergan-

genheit der Gegenwart näher zu bringen sucht, steht oft zu sehr unter dem Einflusse des entlegenen Stoffes und seiner Quellen, um der Gewöhnung und dem Geschmack der neuern Zeit als eine bequeme und stets ansprechende Einkleidung zu erscheinen. Auch auf einem andern Felde seiner Verdienste um die deutsche Dichtung ist dies für die Erweiterung seines Einflusses auf die größeren Kreise zu beklagen. An sich ist es ein Großes, was er als Übersetzer und Sammler geleistet hat. Wie Voss die homerischen Dichtungen, Schlegel und Tieck Shakespeares Dramen dem deutschen Volke zum wirklichen Eigentum erworben haben, dass sie ein wesentliches Stück der allgemeinen deutschen Bildung ausmachen, so hat Simrock die vergessenen Schätze des deutschen Mittelalters gehoben und als einer der ersten dazu beigetragen, dass die gewaltige Kluft, die uns von den großartigen Dichtungen unserer Vorfahren trennt, wieder überbrückt wurde. Er zeigte dabei freilich eine Treue nicht bloß in der Wiedergabe der Gedanken, sondern auch in Ton, Sprache und Versmaß, dass zur vollen Würdigung der Trefflichkeit seiner Übersetzungen schon eine nicht bei allen Lesern vorauszusetzende Befähigung gehört, sich in fremdartiger und ungewohnter Ausdrucksweise zurecht zu finden. Deshalb sind nach ihm auch andere aufgetreten, welche die mittelhochdeutschen Dichtungen mit mehr oder weniger Freiheit in der Übersetzung mundgerechter für die breiteren Massen zu machen gesucht haben. Sie stehen aber alle auf seinen Schultern; er ist der Bahnbrecher gewesen. Und mag nun auch für den einen oder andern Dichter des Mittelalters dieser oder jener Übersetzer Simrocks Arbeiten für gewisse, auch größere Kreise immer mehr verdrängen, so bieten seine Übersetzungen, wenn ich nach meinen eigenen Erfahrungen urteilen darf, noch einen besonderen Vorzug, indem mir nichts mehr geeignet scheint, die Bekanntschaft mit der Originaldichtung selbst zu vermitteln. Obgleich die Sprache und Aus-

druckweise im Nibelungenliede, in der Gudrun, bei Walther etc. an sich nicht schwer ist, so findet man sich doch auch nicht so leicht darin zurecht, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte; und da wüsste ich keine bessere Einführung als durch Simrocks Übersetzung.

Am meisten scheint mir Simrock zu leisten, wenn er alte Stoffe in der Sprache seiner Übersetzung des Nibelungenliedes selbständig verarbeitet und in epischer Breite auseinanderlegt und ausführt, so besonders in Wieland dem Schmied, obgleich auch hier teilweise der gegebene Stoff im Sinne der Zeit, die ihn geschaffen hat, so herbe ist, dass es eines eben so grossen kulturhistorischen Interesses und Verständnisses bedarf, wie vielseitiger poetischer Empfänglichkeit, um diese Dichtung vollständig und — gern zu würdigen. Ich hoffe aber, in dem für heute ausgewählten Abschnitte, der meines Wissens ganz des Dichters Eigentum ist, wird der volkstümliche Humor der Darstellung von selbst schon zur Geltung kommen.

Das Programm für den heutigen Abend war schon gedruckt, als ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, dass von der Kirche zu Oberstein im allgemeinen weniger bekannt ist, als ich vorausgesetzt hatte. Ich gestatte mir deshalb, eine kleine Reiseerinnerung aufzufrischen. Im Januar 1867 fuhren wir zu Schlitten von Birkenfeld nach Idar. Nachdem ich hier die trefflichen Arbeiten in Achat und Bergkrystall in gröfserer Menge bei einander hatte kennen lernen, gingen wir zunächst zu Fusse weiter. Während mein Freund einem kurzen Dienstgeschäfte nachging, konnte ich mich in den Ruinen der Burg Oberstein umsehen. Trotz der rauhen Jahreszeit fand ich in dem Gemäuer eine blühende Blume. Es

Anm. zu S. 26. Mir floss das landschaftliche Maifeld unwillkürlich aus der Feder; so mag es denn stehen bleiben. Man bezeichnet damit (nicht zu verwechseln mit dem geschichtlichen März- und Maifeld) die durchschnittliche Höhe der Bodenfläche an einer gegebenen Stelle; es wird besonders gebraucht, um die Höhe, z. B. eines Deiches, über, und noch mehr, um

war das im süddeutschen Volksliede gefeierte Gel-Veigelein, welches im Volksmunde seinen alten Namen gerettet hat, obgleich Linné dem gelben wie dem weissen Veilchen, der Levkoje, einen ganz neuen Namen gab. Der Goldlack, wie wir hier das Gel-Veigelein nennen, hat den altrömischen Blumengärten, den Violarien, den Namen und einen Hauptschmuck gegeben. Wild wächst die Blume in Deutschland hauptsächlich in den Ruinen von Burgen und Klöstern, in deren Gärten sie im Mittelalter mit besonderer Vorliebe gepflegt sein müssen. Welch romantische Perspektive eröffnete dieser unscheinbare Fund in die Zeit der Kreuz- und Römerfahrten! Unten im Thal bot sich dann noch ein Blick von solch überraschender Eigenart, dass ich ihm nur eins an die Seite zu stellen weifs, den Blick auf die Schwarzburg aus der Borkenhütte auf dem Tripstein. Das von der Nahe durchflossene betriebsame Städtchen Oberstein wird hart an eine steile Felswand gedrängt, auf deren Rande in einer Höhe von etwa 125 Meter oder 400 Fufs die Ruinen, in denen ich mein Gel-Veigelein gepflückt hatte, ins Thal hinabschauen. Auf halber Höhe aber hebt sich aus der starren Fläche eine Kirche mit ihrem Türmchen hervor, die wie ein Schwalbennest an den Felsen geklebt scheint, aber deren innerer Raum gröfstenteils aus dem Felsen herausgemeißelt ist. Es ist begreiflich, dass sich die Sage hinangerankt hat; sie erzählt, dass die Kirche zur Busse von einem Grafen gemeißelt sei, weil er seinen Bruder im Zorne von der Burg vor der steilen Felswand vorüber ins Thal hinabgestürzt habe. Die volkstümlich-naive Erklärung des Anlasses hat Simrock an der Schwelle der Kirche selbst aufgelesen (s. dessen Malerisches und romantisches Rheinland).

die Tiefe, z. B. eines Grabens, unter Maifeld anzugeben. Obgleich das Wort in dieser Form auch in hochdeutschen Schriftstücken gebraucht wird, ist es ohne Zweifel nichts anderes als „Mähfeld.“

Druckfehler. S. 6, b. Z. 14 v. u. ist Sünde statt Sühne zu lesen.

# Zur Feier deutscher Dichter.

---

Siebzehnter Abend, 13. Dezember 1884.

---

**Kopisch. — Hoffmann von Fallersleben.**

---

Oldenburg, in der Aula der Realschule.

---

**August Kopisch**, geboren am 26. Mai 1799 zu Breslau, Maler, gestorben am 26. Februar 1853 zu Berlin.

**Heinrich August Hoffmann**, geboren am 2. April 1798 zu Fallersleben, gestorben am 19. Januar 1874 zu Corvei bei Höxter als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor.

---

## Vorwort.

---

*I. Morgenlied. Weise von Joseph Gersbach, 4st. . . . . Chor.*  
1. Der Pilger . . . . . I, B.  
2. Hermann der Cherusker . . . I, A.  
*II. O du mein heiss Verlangen. Volksweise, 4st. . . . . Chor.*  
3. Die Jungfrau am Drachenfels. I, B.  
4. Gelimer . . . . . I, B.

5. Alboin vor Ticinum . . . . . II, a.  
6. Der kleine Grimoald . . . . . II, b.  
7. Frankfurt am Main . . . . . II, a.  
*III. Frühlingsgruss. Weise von Robert Schumann, 4st. . . . . Chor.*  
8. Der Mäuseturm . . . . . VI, a.  
9. Willegis. . . . . III, b.

10. Der Grafensprung bei Neu- Eberstein . . . . .	IV, b.
11. Prinz Heinrich und der Müller . . . . .	III, b.
12. Parademarsch . . . . .	III, a.
IV. <i>Walddied. Weise von J. H. Lützel, 4st.</i> . . . . . Chor.	
13. Der Trompeter . . . . .	III, b.
14. Blücher am Rhein . . . . .	IV, a.
15. Unsere Zeit . . . . .	Sel.
V. <i>Kaiser Wilhelm. Weise von J. H. Lützel, 4st.</i> . . . . . Chor.	
16. Die Entdeckung der blauen Grotte. . . . .	I, A.
17. Weihnachtslied der Pifferari, Neapel . . . . .	IV, a.
18. Die Heinzelmännchen . . . . .	V.
VI. <i>Maiglückchen und die Blü- melein, Duett von Fr. Men- delssohn-Bartholdy</i> . . . . . IV, V.	

19. Maley und Malone . . . . .	IV, b.
VII. <i>Des Schäfers Wunsch. Volks- weise, 2st.</i> . . . . . VI.	
20. Des kleinen Volkes Über- fahrt . . . . .	VI, b.
VIII. <i>Reiterlied. Weise von K. G. Reissiger, 2st.</i> . . . . . IV, V.	
21. Der große Krebs im Mohriner See . . . . .	IV, a.
IX. <i>Wettstreit Weise von K. F. Zelter, 2st.</i> . . . . . VI.	
22. Der gestrichene Scheffel . . . . .	VI, a.
23. Der Klabaftermann . . . . .	VI, a.
24. Der starke Tabak . . . . .	VI, a.
X. <i>Rühret die Trommeln. Volks- weise, 2st.</i> . . . . . IV, V.	

**Anmerkungen.** Die mit römischen Ziffern bezeichneten Gedichte sind von Hoffmann von Fallersleben und werden gesungen. Die übrigen sind von Kopisch; die Hinweisungen im Folgenden beziehen sich auf die nach seinem Tode in 5 Bänden herausgegebenen Gesammelten Werke, Berlin 1856.

Zu 1. (Jugendgedichte, I, S. 3.) Aus dem Jahre 1816; es ist das älteste der gedruckten Gedichte von Kopisch.

Zu 2. (Episches, III, 3.) Am 20. Januar 1853 niedergeschrieben; das letzte Gedicht des Dichters. — Tacitus, Annalen II, 88. „Ich finde bei den Geschichtsschreibern, dass im Senate ein Brief von dem Kattenfürsten Adgandestrius vorgelesen sei, in welchem er den Tod des Arminius versprach, wenn ihm zu der Ausführung Gift geschickt werde; es sei geantwortet, nicht durch Hinterlist noch heimlich, sondern offen und bewaffnet räche das römische Volk sich an seinen Feinden. — Übrigens war dem Arminius, als er bei dem Abzuge der Römer und nach der Niederlage Marbods nach der Herrschaft strebte, der Freiheitssinn seiner Landsleute entgegen, und als er mit wechselndem Glücke kämpfte, fiel er von tödlicher Waffe getroffen durch Heimtücke von Verwandten; ohne Zweifel der Befreier Germaniens, der auch nicht wie andere Könige und Fürsten das römische Volk in den Anfängen, sondern in der höchsten Blüte des Reichs angegriffen hatte.“

3. (Sagen, I, 90.)

4. (Episches, III, 7.) Von Belisar geschlagen, flüchtete Gelimer, der letzte König der Vandalen auf

ein maurisches (mauritanisches) Bergschloss, wo er sich ergeben musste, 534.

5. (Episches, III, 16.) Als der Langobardenkönig Alboin aus Pannonien (Ungarn) in Italien einfiel, hemmte nur der Widerstand Ticinums (Pavia) seinen Siegeszug. „Nachdem aber Ticinum eine Belagerung von drei Jahren und etlichen Monaten ausgehalten hatte, ergab es sich endlich dem Alboin und dessen Langobarden (572). Als nun Alboin von Osten her durch das St. Johannisthor in die Stadt einzog, da stürzte sein Pferd mitten im Thor, und weder durch die Sporen des Reiters noch durch die Schläge des Marschalls konnte es wieder auf die Beine gebracht werden. Da sprach ein Langobarde zu dem König: „Erinnere dich, mein König, was für ein Gelübde du gethan hast; brich dieses grausame Gelübde, und du wirst alsbald in die Stadt einziehen; denn wahrhafte Christen sind es, die sie bewohnen.“ Alboin hatte nämlich gelobt, die gesamte Bevölkerung, weil sie sich nicht hatte ergeben wollen, mit dem Schwerte umzubringen. Als er nun aber jetzt sein Gelübde brach und den Bürgern Gnade versprach, da erhob sich sein Pferd sogleich, und als er in die Stadt eingezogen war, so hielt er sein Versprechen und that niemandem etwas zu leide. Da strömte alles Volk zu ihm in den Palast, den einst König Teuderich gebaut hatte, und fasste nach so großem Elend wieder frohe Hoffnung für die Zukunft.“ Paulus Diakonus, II, 27.

6. (Balladen und Romanzen, III, 111.) Frei nach Paulus Diakonus IV, 37. Um 610 rückten die Awaren (hier Hunnen genannt) gegen Friaul (Forum Julii).

Der Langobardenherzog Gisulf fiel; seine Witwe Romilda bot sich dem Könige der Awaren als Gemahlin an und ließ die Thore öffnen. Als die Söhne Gisulfs und der Rowilde deshalb die Flucht ergriffen, glaubte einer von ihnen, ihr jüngster Bruder Grimoald sei noch zu jung, um sich auf einem Rosse in vollem Laufe halten zu können, und hielt es daher für besser, ihn mit dem Schwerte umzubringen, als im Joch der Knechtschaft zurückzulassen u. s. w. Von den Söhnen Gisulfs ward später Rodoald und nach dessen Tode 638 Grimoald Herzog von Benevent; letzterer unterwarf 662 mit Hilfe Garibalds von Turin Ticinum und das Langobardenreich.

7. (Ball. u. Rom. III, 115).

8. (Sagen I, 93). Die Sage, welche den Namen des Mäuseturms bei Bingen (ursprünglich ein Mautturm, Zollwarte) zu deuten sucht, bezieht sich auf Hatto II, 968 Erzbischof von Mainz. Das Wesentliche der Sage läßt sich schon viel früher und von andern Fürsten nachweisen.

9. (Ball. u. Rom. III, 17). Willegis war von niedriger Herkunft, durch Gelehrsamkeit und persönliche Tüchtigkeit von grossem Einflusse unter Otto III. und Heinrich II.; Erzbischof von Mainz 975 bis 1011.

10. (Ball. u. Rom. III, 118).

11. (Vaterländisch, I, 346). Nach der Schlacht bei Chotusitz am 7. Mai 1742.

12. (Vaterländisch, I, 344).

13. (Vaterländisch, III, b.).

14. (Vaterländisch, I, 353).

15. (Dithyramben, III, 168). Etwas gekürzt.

16. (V, 55). Hier nur ein Abschnitt aus der längeren Darstellung.

17. (Agrumi, volkstümliche Poesie Italiens, über-

setzt, III, 242). — Pifferari sind Gebirgsbewohner, welche zur Weihnachtszeit, mit Schafpelz, Sandalen und Calabreserhut bekleidet, mit Schalmeien und Dudelsäcken zur Andachtsübung vor Marienbildern u. s. w. oder zum Geldsammeln vor Häusern und auf den Strafsen ein Pastorale singen und spielen.

18. (Kleine Geister, I, 123). Heinzelmännchen ebenso Petermännchen, Wolterke (Walther), Chiemke (Joachim) etc. landschaftliche Bezeichnungen für Kobolde. Diese sind im Volksglauben Hausgeister, ursprünglich jedenfalls Haus-, Herdgötter, entsprechend den Laren und Penaten der Römer. Der Name leitet sich von Koben in der ursprünglichen Bedeutung Hütte, Haus und -walt ab, von cobwalt wie Herold von hariwalt, herwalt.

19. (Scherz und Ernst, I, 257). Der Dichter verlegt in einer Anmerkung die Erzählung nach der Insel Iniskea bei Irland.

20. (Kleine Geister, I, 146). Die Zwerge sind ihrem Wesen nach den Kobolden verwandt, jedoch nicht ans Haus gebunden und treten meistens in Gesellschaft auf. Eine Anzahl von örtlichen Sagen über Zwerge findet sich bei L. Strackerjan I, S. 397—410.

21. (Sagen, I, 101.)

22. (Scherz und Ernst, I, 231.)

23. (Scherz und Ernst, I, 286.) Der Klabautermann ist im wesentlichen im Schiffe, was der Kobold im Hause ist. Der Name (auch Klabastermann, Kalfatermann etc.) scheint sehr entstellt zu sein und ist mit Sicherheit kaum zu deuten. Vgl. über ihn besonders Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen, S. 300 und L. Strackerjan I, S. 394—396.

24. (Scherz und Ernst, I, 230.)

## I. Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen  
Mit ihrem güldnen Schein;  
Bald ist die Nacht entwichen,  
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen  
Im Thal und überall;  
Auf frisch betauten Zweigen  
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre  
Dem hohen Herrn der Welt,  
Der über Land und Meere  
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben:  
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!  
Stets kommt zu seinen Lieben  
Der Vater alles Lichts.

## II. O du mein heifs Verlangen.

O du mein heifs Verlangen,  
Du meiner Wünsche Spiel,  
Du meines Herzens Bangen,  
Du meiner Hoffnung Ziel!  
Seit ich dich such' und fand,  
Giebt's Schönres nicht auf Erden,  
Als dich mein Vaterland.

Du kannst für mich nicht alten,  
Du ewig junge Braut;  
Ich will dich lieb behalten,  
Als wärst du mir getraut.  
Stets ist mein Herz gewandt,  
Wie nach dem Licht die Blumen,  
Nach dir, mein Vaterland.

Ja, dein vergess' ich nimmer,  
Dein eigen will ich sein!  
Ich will mich heut wie immer

Nur deinem Dienste weihn!  
Und wär' ich auch verbannt,  
Ich leb' nur, um zu leben  
Für dich, mein Vaterland.

### III. Frühlingsgrufs.

So sei begrüßt viel tausendmal,  
Holder, holder Frühling!  
Willkommen hier in unserm Thal,  
Holder, holder Frühling!  
Holder Frühling, überall  
Grüßen wir dich froh mit Sang und Schall.

Du kommst und froh ist alle Welt,  
Holder, holder Frühling!  
Es freut sich Wiese, Wald und Feld,  
Holder, holder Frühling!  
Jubel tönt dir überall,  
Dich begrüßet Lerch' und Nachtigall.

So sei begrüßt viel tausendmal,  
Holder, holder Frühling!  
O bleib recht lang in unserm Thal,

Holder, holder Frühling!  
Kehr' in alle Herzen ein,  
Lass doch alle mit uns fröhlich sein.

### IV. Waldlied.

Im Walde möcht' ich leben  
Zur heißen Sommerzeit;  
Der Wald, der kann uns geben  
Viel Lust und Fröhlichkeit.  
In seine kühlen Schatten  
Winkt jeder Zweig und Ast;  
Das Blümchen auf den Matten  
Winkt mir: Komm, lieber Gast!

Wie sich die Vögel schwingen  
Im hellen Morgenglanz,  
Und Hirsch' und Rehe springen  
So lustig wie zum Tanz!  
Von jedem Zweig und Reise,  
Hört nur, wie's lieblich schallt!  
Sie singen laut und leise:  
Kommt in den grünen Wald!



# Zur Feier deutscher Dichter.

Achtzehnter Abend, 10. März 1885.

**Simrock. — Reinick.**

Oldenburg, in der Aula der Realschule.

**Karl Simrock**, geboren am 28. August 1802 zu Bonn, gestorben daselbst am 18. Juli 1876 als Professor an der Universität.

**Robert Reinick**, geboren am 22. Februar 1805 zu Danzig, Maler, gestorben am 7. Februar 1852 zu Düsseldorf.

## Vorwort.

- |   |               |  |                  |
|---|---------------|--|------------------|
| 1. Simrock, Das Christusbild zu Wien . . . . .  | III, a.       | 11. Der Rekrut auf Philippsburg . . . . .                                | VI, b            |
| 2. Freiheit und Gesetz . . . . .  | I, A.         | 2. Reinick, Weihnachtsfest . . . . .                                     | III, a           |
| (Das Volk. Der Erzähler. Die Freiheit.)   |               | <i>Dasselbe, drei Strophen. Volksweise, 4st. . . . .</i>                 | <i>Chor.</i>     |
| 3. <i>Der versenkte Hort. Volksweise, 4st. . . . .</i>  | <i>Chor.</i>  | 3. Morgenfeier. . . . .  | II, a.           |
| 4. Wie Eigel mit seinem Söhnchen Isang an den Hof König Neidings kam . . . . .  | IV, a.        | 4. Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind! . . . . .               | Sel.             |
| Aus dem 28. Abenteuer des Epos Wieland der Schmied: „Wie Eigel seinem Kinde den Apfel vom Haupte schoss.“ Wieland ist der Hephaistos und Daidalos, Eigel der Tell (bei Simrock auch Orpheus) der nordischen Sage. |               | 5. Die Großmutter . . . . .  | VI, a.           |
| 5. Der Tod des Drusus . . . . .   | II, a.        | Die Großmutter und das Kind im Garten.                                   |                  |
| 6. <i>Warnung vor dem Rhein. Weise von Pöthke, 2st. . . . .</i>   | <i>IV. V.</i> | 6. <i>Juchhe! Weise von C. von Jann, 4st. . . . .</i>                    | <i>Chor.</i>     |
| 7. Die Schule der Stutzer . . . . .   | V.            | <i>Wie ist doch die Erde so schön!</i>                                   |                  |
| 8. Die Felsenkirche zu Oberstein. . . . .   | II, b.        | 7. Deutscher Rat. . . . .  | V.               |
| (Der Graf. Der Papst. Der Erzähler.)  |               | 8. Im Vaterland . . . . .  | I, B.            |
| 9. Die Eichensaat . . . . .   | III b.        | 9. <i>Schön Blümelein. Weise von Robert Schumann, 2st. . . . .</i>       | <i>IV. u. V.</i> |
| 1. <i>Reinick, Sonntags am Rhein. Volksweise, 4st. . . . .</i>  | <i>Chor.</i>  | 10. Frühlingsglocken . . . . .   | IV, b.           |
| 10. Die halbe Flasche . . . . .   | V.            | 11. Nach dem Gewitter. Ghazel. . . . .                                   | Sel.             |
|   |               | 12. <i>Gänschen. Weise von Ferdinand von Hiller, 2st. . . . .</i>        | <i>VI.</i>       |
|   |               | 13. Im Walde. . . . .  | IV, b.           |
|   |               | 14. Der Strom . . . . .  | I, B.            |
|   |               | 15. <i>Fuhrmann und Fährmann. Weise von F. v. Hiller, 2st. . . . .</i>   | <i>VI.</i>       |
|   |               | 16. Vom schlafenden Apfel . . . . .                                      | VI, b.           |
|   |               | 17. Versuchung . . . . .   | VI, a.           |
|   |               | 12. <i>Simrock, Wiegenlied. Weise von Johannes Brahms, 2 st. . . . .</i> | <i>VI.</i>       |

### Der versenkte Hort.

Es war einmal ein König, Ein König war's  
am Rhein, Der liebte nichts so wenig, Als Ha-  
ders Not und Pein. Es stritten seine Degen  
Um einen Schatz im Land Und wären fast er-  
legen Von ihrer eignen Hand. — — Da sprach er  
zu den Edeln: „Was frommt euch alles Gold,  
Wenn ihr mit euern Schädeln Den Hort erkauf-  
en sollt! Ein Ende sei der Plage, Versenkt  
ihn in den Rhein; Da bis zum jüngsten Tage  
Mag er verborgen sein.“ — — Da senkten ihn  
die Stolzen Hinunter in die Flut: Er ist gar  
wohl geschmolzen, Seitdem er da geruht. Zer-  
ronnen in den Wellen Des Stroms, der drüber  
rollt, Lässt er die Trauben schwellen Und glän-  
zen gleich dem Gold. — — Dass doch ein je-  
der dächte, Wie dieser König gut, Auf dass kein  
Leid ihn brächte Um seinen hohen Mut; So  
senkten wir hinunter Den Kummer in den Rhein  
Und tranken frisch und munter Von seinem  
goldnen Wein. — Simrock.

### Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht  
an den Rhein, Mein Sohn, ich rate Dir gut! Da  
geht dir das Leben zu lieblich ein, Da blüht  
dir zu freudig der Mut. — — Siehst die Mäd-  
chen so frank und die Männer so frei, Als wär'  
es ein adlich Geschlecht; Gleich bist du mit glü-  
hender Seele dabei: So dünkt es dich billig und  
recht. — — Und zu Schiffe, wie grüßen die  
Burgen so schön Und die Stadt mit dem ewigen  
Dom; In den Bergen wie klimmst du zu schwin-  
delnden Höhen Und blickest hinab in den Strom.  
— — Und im Strome, da tauchet die Nix' aus  
dem Grund, Und hast du ihr Lächeln gesehn,  
Und grüßt dich die Lurlei mit bleichem Mund,  
Mein Sohn, so ist es geschehn. — — Dich  
bezaubert der Laut, dich bethöret der Schein,  
Entzücken fasst dich und Graus: Nun singst du  
nur immer am Rhein, am Rhein, Und kehrest  
nimmer nach Haus. — Simrock.

### Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund, Wie wand-  
ert's sich so schön Am Rhein, wenn rings in  
weiter Rund Die Morgenglocken gehn! Ein

Schifflein zieht auf blauer Flut, Da singt's und  
jubelt's drein; Du Schifflein, gelt, es fährt sich  
gut In all die Lust hinein? — — Vom Dorfe  
hallet Orgelton, Es tönt ein frommes Lied, An-  
dächtig dort die Prozession Aus der Kapelle  
zieht. Und ernst in all die Herrlichkeit Die  
Burg herniederschaut Und spricht von alter, star-  
ker Zeit, Die auf den Fels gebaut. — — Das  
alles hat der prächtge Rhein An seinem Reben-  
strand, Und spiegelt recht in hellem Schein Das  
ganze Vaterland, Das fromme, treue Vaterland  
In seiner vollen Pracht, Mit Lust und Liedern  
allerhand Vom lieben Gott bedacht. — Reinick.

### Juchhe!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!  
Das wissen die Vögelein; Sie heben ihr leicht  
Gefieder Und singen so fröhliche Lieder In den  
blauen Himmel hinein. — — Wie ist doch die  
Erde so schön, so schön! Das wissen die Fläss'  
und Seen; Sie malen in klarem Spiegel Die  
Gärten und Städt' und Hügel Und die Wolken,  
die drüber gehn. — — Und Sänger und Maler  
wissen es, Und es wissen's viel andere Leut;  
Und wer's nicht malt, der singt es, Und wer's  
nicht singt, dem klingt es In dem Herzen vor  
lauter Freud! — Reinick.

### Schön Blümlein.

Bin ich hinaus gegangen Des Morgens in  
der Früh, Die Blumen thäten prangen, So schön  
sah ich sie nie. Dacht' eins davon zu pflücken.  
Das schönste, das ich sah, Wollt' eben mich  
drum bücken, Ei, was erblickt' ich da! Die  
Schmetterling und Biene, Die Käfer hell und  
blank, Die mussten all ihm dienen Mit fröh-  
lichem Morgensang, Und scherzten viel und  
küssten Es auf den roten Mund Und trieben's  
nach Gelüsten Wohl eine ganze Stund. Und wie  
sie so erzeiget Ihr Spiel die Kreuz und Quer,  
Hat's Blümlein sich geneiget Mit Freuden hin  
und her. Da hab' ich's nicht gebrochen, Es  
wär' ja morgen tot, Und habe nur gesprochen:  
Ade, schön Blümlein rot. Und Schmetterling  
und Biene, Die Käfer heil und blank, Die san-  
gen mit frohen Mienen Mir einen schönen Dank.  
Reinick.